

Die zürcherischen Ferienkolonien im Appenzellerland

Autor(en): **Pfarrer, G. Bosshard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **206 (1927)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374780>

Nutzungsbedingungen

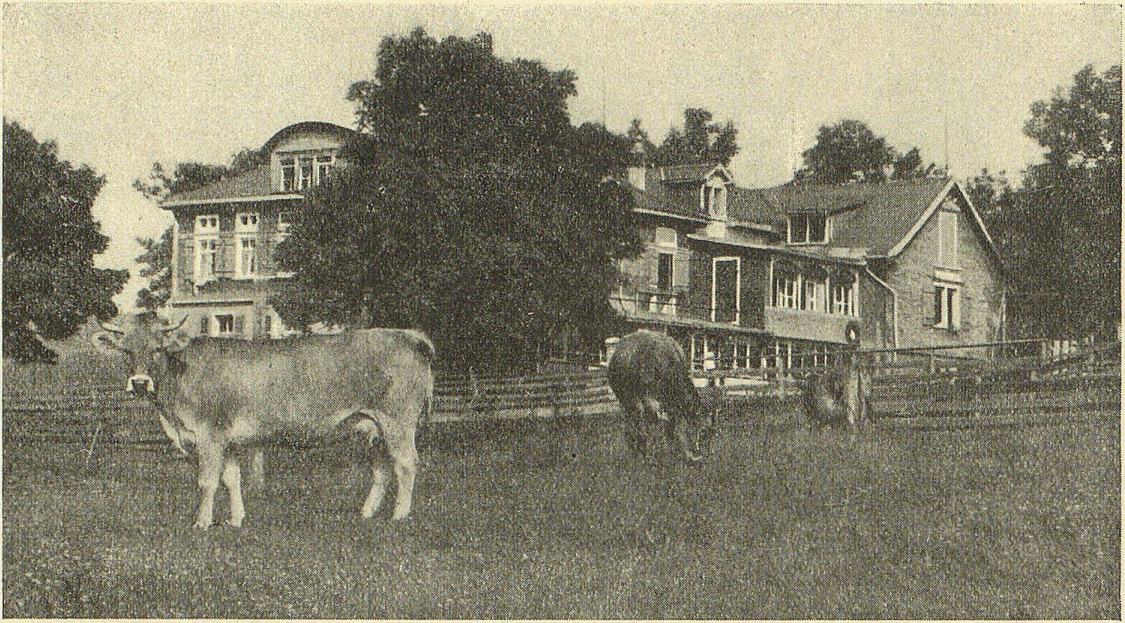
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ferienkolon'e Schwäbrig.

Die zürcherischen Ferienkolonien im Appenzellerland.

Von G. Vohhard Pfarrer.

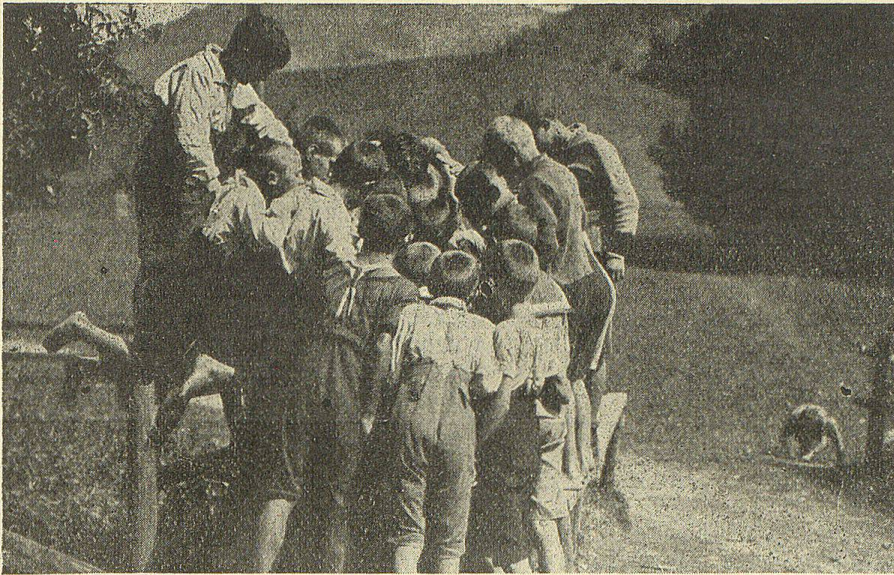
Im Sommer 1876 wurden durch Pfarrer Walter Bion die ersten Kolonien ins Appenzellerland geschickt. Bion war vorher Pfarrer in Trogen, Kanton Appenzell, gewesen, wo er seine Wohnung in einem der schönsten Pfarrhäuser der ganzen Schweiz gehabt hatte. In Zürich war seine Wohnung am Neumarkt, mitten in der Altstadt. Er sah an seinen eigenen Kindern, wie sehr sie sich wieder hinaussehnten aus der Stadtwohnung, er sah auch, wie ihnen ein kurzer Aufenthalt in der alten Heimat immer wieder gut tat. Der Gedanke, daß es auch Stadtkindern in schlechteren Verhältnissen noch besser tun müßte, einige Wochen in frischer Landluft zu bringen zu können, ließ ihn nicht mehr los. Die Beziehungen mit dem Kanton, wo er vorher gewirkt hatte, ließ es ihm verhältnismäßig leicht werden, Unterkunft für die Erholung suchenden Kinder von Zürich zu finden. So kam es, daß die meisten Ferienkolonien der Stadt Zürich im Kt. Appenzell eingerichtet wurden. Zur Hauptsache sind die zürcherischen Ferienkolonien im Appenzellerland geblieben. Wohl kam man verhältnismäßig bald dazu, auch im zürcherischen Oberland, ja sogar in der Nähe der Stadt, Kolonien einzurichten, von denen sich aber nur wenige bis jetzt erhalten haben. Bei den Kindern und den Kolonieleitern sind die Kolonien im Appenzellerland im allgemeinen viel beliebter als diejenigen im Kanton Zürich, bei den Kindern wohl vielfach aus rein äußerlichen Gründen, weil es eine längere Eisenbahnfahrt gibt, weil man nachher erzählen kann, daß man „in der Fremde“ gewesen ist.

Das Appenzellerländchen ist aber in der Tat die für die Unterbringung der Ferienkolonien ideal ge-

eignete Gegend. Für das tanzlustige Völklein sind überall Säle eingerichtet, die zur Sommerszeit weniger für ihren eigentlichen Zweck gebraucht werden und deshalb den Kolonien gerne zur Verfügung gestellt werden. Grüne Matten, schattige Wälder, beerenreiche Nichtungen, ozonhaltige Luft finden sich hier wie selten an einem andern Ort. Gute Milch ist in jeder gewünschten Menge immer vorhanden. Die Bevölkerung ist je und je unferen Stadtkindern mit großer Freundlichkeit entgegengekommen. Zu wiederholten Malen sind genaue Untersuchungen über den gesundheitlichen Erfolg der Ferienkolonien gemacht worden, durch Blutsprobe, Gewichtsaufnahme, Messen des Brustumfanges, ist festgestellt worden, wie der Kolonieaufenthalt unmittelbar wirkte. Durch Beobachten der Kinder in der Schule und eine nochmalige Untersuchung im darauffolgenden Winter wurde versucht, den Dauererfolg festzustellen. Immer und immer wieder hat sich gezeigt, daß der Aufenthalt im Appenzellerland für unsere Kinder in jeder Beziehung eine Wohltat bedeutet.

Wegen seiner Beziehungen zu Trogen und zu Rehetobel hat Pfarrer Bion die ersten Kolonien im Appenzeller Mittelland eingerichtet. Solche Kolonien bestanden in der Trogener Schwendi, in der Bleiche, auf dem Gupf, in Wald, auf Birt bei Bögelinsegg und am Stoß. Aus verschiedenen Gründen werden heute diese Kolonien nicht mehr bezogen, was uns zum Teil recht leid ist, da sie alle in der einen oder andern Weise ihre besonderen Vorzüge aufgewiesen haben.

Im Jahre 1888 wurde das Berggut zum Schwäbrig (Schwanberg) bei Gais auf einem Südvor-



Die Post kommt.

Sprung des Gábris um die Summe von Fr. 44 800.— gekauft. Man erhielt so Gelegenheit, die Ferienkolonien in wirksamer Weise zu ergänzen. Kinder, die besonders erholungsbedürftig waren, konnten außer den Sommerferien hier für einige Wochen eine Erholungskur machen. Durch Kauf des hintern Schwäbrig im Jahre 1895 um die Summe von Fr. 20 600.— wurde das Gut arrondiert. Groß waren die Hoffnungen, die man damals auf diese Erwerbung setzte. Man träumte von einem „Kinderdávos“. Man scheute keine Opfer, um aus dem Sennereigebäude nach und nach ein richtiges Erholungsheim auszubauen. Der Schwäbrig ist auf einem wunderbar schönen Fleck Erde, er bietet im Sommer mit seinen ausgedehnten Weiden und Wäldern und im Winter mit seinen großen Schneeflächen ein ideal schönes Tummelfeld für unsere Kinder. Er ist jetzt auch mit einer reichlichen fließenden Wasserversorgung und mit elektrischem Licht ausgestattet. Er genügt allen Anforderungen, die vernünftigerweise an ein modernes Kinderheim in dieser Berglage gestellt werden können; aber er ist infolge der den Winden sehr stark ausgesetzten Lage des eigentlichen Koloniegebäudes doch nur zum Teil das, was eigentlich notwendig ist. Im Winter kann das große Koloniegebäude wegen des vielen Schnees, der gerade dorthin geweht wird, nicht gebraucht werden, während

das Bauernhaus zum hintern Schwäbrig einer kleinen Zahl von Kindern eine ideale Winter-Erholungsstätte bietet. Da gegenwärtig das Bedürfnis nach Erholungsstationen während der Schulzeit in der Stadt Zürich genügend befriedigt zu sein scheint, kann von einer Aenderung dieser Verhältnisse zurzeit Umgang genommen werden. Infolge seiner freien, schönen Lage, der vielen Sonne, der prächtigen Umgebung und seiner Ausstattung entspricht der Schwäbrig doch den Anforderungen, die an einen Kinderdaraufenthalt im Sommer gestellt werden müssen. Und der hintere Schwäbrig mit seinen heimeligen Räumen kann im Winter einer kleinen Zahl von Kindern einen familiären

Aufenthalt bieten, wie es in einem großen Kurgebäude nicht möglich wäre.

Im Jahre 1907 schenkten uns die Damen Dr. med. Karolina Farner und Fräulein Anna Pfunder, sowie der Frauenverein „Fraternité“ das Kurhaus zum Rosenhügel in Urnäsch. Sie übergaben uns das Haus schuldenfrei und mit sämtlichem Mobiliar, ohne jegliche Bedingungen. Durch Zukauf eines in unmittelbarer Nähe stehenden Hauses und durch Umänderungen, die für den Kinderbetrieb notwendig waren, ist dieses Haus, das sehr geschützt, und in ziemlicher Nähe des Dorfes an einer guten Straße liegt, zu einer Anstalt gemacht worden, in



An der Tränke.

welcher Sommer und Winter Kinder einen längeren Kuraufenthalt machen können. Außer in diese beiden Eigenheime schicken die Zürcher Ferienkolonien jedes Jahr ihre Kuranten in folgende appenzellische Stationen: Alpenblick Wienachten, Sonder Wolfshalden, Linde Walzenhausen, Bären Hundwil, Rößli Urnäsch und Krone Schönengrund. Jeder dieser Orte hat seine ganz besonderen Vorzüge: am einen ist eine wunderbare Aussicht, am zweiten ist die kinderliebende Wirtin berühmt, die gerne den Kuranten eine unverhoffte Freude macht mit irgend einem guten Mümpfeli wie „hache Schnitte“, oder gelegentlich etwas „gschwungne Nidle“, der dritte Ort ist durch seinen Beerenreichtum bekannt und am andern ist besonders günstige Gelegenheit um „Räu-

berlis“ zu spielen. Die drei Wochen, welche die Kinder jeweilen im Appenzellerland zubringen dürfen, vergehen für sie nur zu rasch. Es hat sehr viele Erwachsene in Zürich, in denen, wenn das Wort Appenzell an ihr Ohr klingt, Erinnerungen an sorglose, traumhaft schöne Jugendtage aufsteigen.

Mögen unsere Kinder, die in die liebliche Gegend an der Ostmark unseres gemeinsamen Vaterlandes kommen, immer in gleicher Weise freundliche Aufnahme finden, damit sie an der Gesundheit gestärkt und in der Liebe zu unseren Volksgenossen befestigt heranwachsen als Leute, die auch in der Stadt eine Erinnerung haben an die grünen Höhen des Appenzellerlandes, auf denen ein so arbeitsames, freundlich gütiges Volk daheim ist.

Tue d'Augen uf!

Tue d'Augen uf! Wie mängisch cha me das doch ghöre bi de Lüten, wenn sie a de Sache verby göh, bis sie mit der Nase druf stoße. Aber denn isches mängisch z'spot, wenn eine scho Bläk appe het. — I cha mi no guet bfinne, wie mer einisch beheime mit em Wage voll Holz der gäch Rain sh, der Chnächt isch mitem Roß und mitere Chueh gfare, chly müehsam ischs gange und mitts am Sturz het er se lo halten und chly leue: „Hoha!“ het er grüest und Pysen ygmacht. Do chunt der Vater hindedry und het vo wyltem grüest: „He Lappi, tue doch d'Augen uf!“ I ha nit gwüßt, i wäm as's gilt und der Chnächt het mi aqluegt, wie wenn er wetti säge: Hesch's ghört? Aber der Vatter het em d'Augen ufsto! „Gsehich denn nit, wie sie müesse sperze mit azogene Stricke? Chasch denn nit e Stei underlegge, as sie chönne leue und Stricke lugg loh!“ „Jo — dir chönntet am Mend no recht ha!“ macht dä und het e Stei underleit so satteli.

„Lappi, tue d'Augen uf!“ Nit numme so neme Chnächtkli chönntet mes mängisch säge, nei, au hütt's ztags no mängem Gstrükte und Gsträhle, wo meint er heig de Gmeindrot dreifach im Sack. Wenn eine so graduse, der Nase no goht, wie wenn er Schüchleder ahätt und gwahret umme grad eso das, wo er mit Händsche cha griffe, aber derby stolperet er allbot über sh eigeni Nase und gryst a d'Stirne! He jo, i hättis chönne gseh... Er goht am Morgen furt, leit der wyß Strauhuet uf und nimmt de Städen i d'Hand oder hädet ufs Velo, und gseht nit, wies Wätter dünstig isch und brüetig heiß, und wie d'Stägesteine schwize oder Bruanrvöhre, er gwahret nit, as er hätt fölle der alt Suet uflegge und der Kägeparisol mitnäb.

Uese Vatter isch druff gsi, wie ne Hästlimacher, wenn er gwahret het, as einen alls e jo füren ane gmacht het, wie nen ufzogne Holderdoggel, bis er am Hag arönnit. Einisch hei mer müesse Weize nochelegge am Rain: s'isch sälbchehr e chly flüßig Wätter gsi. Do rüest de Vatter eismol „He Bueh, tue d'Augen uf! d'Aehrtli abechehre! I ha z'erst der Chopf gschüttlet. Chunt das nit as glyche Börd? ob nidfig oder obfig? Und doch, der Vatter het mer d'Augen ufsto: „Efter e chly meh gseh, as vor der Nase lht, d'Sach het s'halbe meh Wärt. D'Aehrtli abechehre, as der Käge cha ab-

E Wuchespruch von Josef Reinhart.

laufe, nidfig, as d'Sunne cha tröchne! He! Meinsch nit as s'besser isch?“ I vergiß es nit, und wenn i eine gseh am Weg, mitem Milchhare, wo bim nasse Wätter sh Hund loht ufem süechte Bode ligge, er het lei trochne Sack, oder wenn eine d'Bäum z'noch zäme setz oder z'wyt as March use, oder d'Aerdbeeri a die gstaubig Stroß ah, oder der Miststock vor d'Stubepfaster, oder ne Diechsele gäge der Stroß use, oder d'Roß nit dect, äb er goht go ne Faß mache so dankeni albes: „Aha, däm hätt der Vatter au chönne säge: „He, Lappi, tue d'Augen uf!“

Bim Wybervolch isch das au so ne Sach, me darf nes nit i settige Worte säge, me müeß e chly i Sydepapier iwiggge. Aber s'gitt gnue dere, hebe sie Schnägge a den Ohre oder sälbergwobni Strümpf. D i ghöre üfi Muetter, wie sie so nes Tüpfli granschiert het. Alleh do, Spinnhuppe vo de Auge wäg! Us den Eggen use wüsch, underem Chaste führe! Mir hei einisch jungi Hüehli gha, all Tag heimers sen is Gras use to und e Chräze drüber, jede Tag wieder i die freichi Grasig. Aber wie het d'Muetter balget, wenn die Hüehli übere Mittag a der größte Sunne hei müesse sh. Wo hesch dyni Auge Bueh? as s'nit chasch usrächne, as d'Sunne ume Stilbirlibaum ummechunnt bis z'Mittag und denn die arme Tierli brotet. Hesch e große Chopf, aber ne chlyne Sinn! Jöre jo, sie hätt das no mängisch chönne säge, wenn s'Meitli d'Gummode abstaubet, äbs d'Stubegwüschet het, wenns der Milchhase use Tisch stellt und leis Tällerli druf, d'Wygeischanne und Petrolfläsche zum Anteblättli i Schaft tuet. Jä, s'isch nit zum Lache. Mängi, wo ne verbändlete Chinderwage mit Gummireise stoßt, chönnt si a der Nase näh. Oder gsehter nit, wie das chlyne Chindli blinzlet, wenns gäng müeß i d'Sunne luege. chönnt fies denn nit dieseweg legge oder setzen, as em der Luft der Staub nit is Gsicht blost.

So ne große Chopf und so ne chlyne Sinn! d'Aehrtli abe chehre! Lappi tue d'Augen uf! Beheime chame so öppis ghöre, s'isch guet, wenn mes nit vergißt. s'chunnt eim mängisch frei echly tomob, wenns scho i keine Büchere stoht, wenns scho lei Profässer vom Ratheder oder lei Pfarrer vo der Chanzlen abe prediget — „s'het no Sachen ahnedra!“